

Das Ende eines friedlichen Lebens

Olga Suppan reist immer wieder an die ukrainische Front – und fühlt sich dort glücklich. Als Ärztin versorgt sie Verwundete unter schwierigsten Bedingungen. Das prägt. VON KATHARINA BRACHER

Olga Suppan hat zwei Talente: Menschen zum Leben erwecken oder ihren Tod feststellen. Darum sah sie sofort, dass dem jungen Soldaten, der in einem Feldspital im Donbass lag, nicht mehr zu helfen war. Die beiden Armeechirurgen, die den Schwerverletzten gebracht hatten, glaubten ihr nicht und setzten die Herzmassage fort.

Suppan untersuchte die Augen des Patienten und sah, dass sich die Pupillen sternförmig ausgebreitet hatten – ein Anzeichen dafür, dass das Gehirn stark geschädigt war. Auch wenn die Reanimation vielleicht das Herz wieder zum Schlagen bringen könnte – der Mann war hirntot. «Warum versucht ihr, eine Leiche wiederzubeleben?», fragte Suppan die beiden Militärsanitäter.

Die Szene fand in Bachmut statt, einer Stadt im Osten der Ukraine. Im Herbst 2022 tobten hier verlustreiche Häuserkämpfe. Die Stadt wurde nach Monaten unter russischer Belagerung fast vollständig zerstört. Suppan war als Freiwillige mittendrin. Diese und andere Szenen aus dem Donbass wiederholen sich in Endlosschleife in ihrem Kopf. Selbst dann noch, wenn sie sicher in ihrem Bett zu Hause in Österreich liegt.

Die Anästhesiologin Olga Suppan arbeitet seit Kriegsausbruch alle paar Monate an der Front in der Ostukraine. Wie vielen ihrer Landsleute sie in vier Jahren Krieg das Leben gerettet habe? So etwas zählt sie nicht. «Ich hab's generell nicht so mit der Selbstbewertung», sagt Suppan.

Vor fünfzehn Jahren ist die Ukrainerin zu ihrem Mann nach Graz gezogen. Sie hat den weichen steirischen Dialekt angenommen, den sie heute fast wie ihre Muttersprache spricht. Zuerst arbeitete die ausgebildete Ärztin in einem Reisebüro. Als ihr Deutsch gut genug war, belegte sie einige Semester Medizin, damit ihr Diplom auch in Österreich anerkannt würde. Dann nahm sie eine Anästhesistenstelle an einem Spital in Graz an.

Olga Suppan sagt, die Steiermark sei ihre zweite Heimat. Ihr Leben sei ein ruhiges, friedliches gewesen – umgeben von intakter Natur und einem wachsenden Freundeskreis. Es hätte immer so weitergehen können.

Ein Gespür für den Tod

Am 24. Februar 2022 griff Russland ihre Heimatstadt Kiew an. Suppan scollte frühmorgens durch die Nachrichten auf dem Handy und glaubte zunächst an eine Falschmeldung. Erst nachdem sie mit ihrer Mutter telefoniert hatte, realisierte sie, was gerade passierte. Für sie stand sofort fest: Als Ärztin musste sie in die Ukraine reisen und ihren Landsleuten helfen. Sie liess sich vom Dienst im Krankenhaus beurlauben. An diesem Tag ahnte sie nicht, dass dieser freiwillige Einsatz mehr kosten würde als ein paar Wochen ihrer Ferienzeit.

Die 51-Jährige sagt, sie habe eine robuste Seele. Olga Suppan wurde in einer harten Zeit geformt. Anfang der 1990er Jahre waren die Menschen in der ehemaligen Sowjetunion gezwungen, sich dem Wandel immer wieder anzupassen, um zu überleben. Ihr Gespür für den Tod trainierte sie erstmals mit 18 Jahren, als sie in einer Einrichtung für Nierenkranke in Kiew arbeitete.

Drei Dialysestationen gab es damals im gesamten Gebiet der Sowjetunion. Zum Vergleich: In der Schweiz existieren heute 130 Dialysestationen, um Menschen mit schweren Nierenproblemen zu helfen. «Im Nachtdienst war ich die einzige Krankenschwester auf einer Station mit etwa sechzig Patienten», erzählt Suppan. Viele von ihnen waren bereits lebensbedrohlich krank. Jede Nacht musste sie Patientinnen und Patienten reanimieren. Doch Suppan konnte nicht alle retten. Nacht für Nacht starben zwei, manchmal drei Kranke.

Das war 1992. Die Erfahrung auf der Dialysestation motivierte sie dazu, sich zur Ärztin weiterzubilden. Sieben Jahre



«Wer mit einem amputierten Bein davonkommt, hat Glück», sagt Olga Suppan.

ANNICK BIANCHI / NZZ

später schloss sie ihr Medizinstudium ab. Die Sowjetunion hatte sich inzwischen aufgelöst, die Ukraine war unabhängig, aber schwach, und die Bevölkerung bitterarm. Suppan lebte zusammen mit ihrer Mutter. Auch sie war Ärztin, am öffentlichen Krankenhaus. Und sie arbeitete zu jener Zeit bereits sechs Monate ohne Bezahlung. Die beiden Frauen ernährten sich hauptsächlich von Kartoffeln, die ihnen ein Verwandter vom Land spendete.

Später, Anfang der nuller Jahre, waren die Preise für Lebensmittel praktisch schon auf westeuropäisches Niveau gestiegen – die Löhne aber blieben tief. Suppan verdiente als Internistin 27 Dollar im Monat. Sie verliess ihren Beruf und begann, für die Luftkassa zu arbeiten. Dort lernte sie ihre erste Fremdsprache: Englisch. Ihr Einstiegslohn: 500 Dollar. Suppan begann, Europa zu bereisen. In Spanien verliebte sie sich in einen Österreicher, der ihr Ehemann wurde.

Arbeiten mit praktisch nichts

Der Überfall Russlands 2022 sei für sie «ein zweiter Weltuntergang» gewesen, sagt Suppan. Der erste war der Untergang der alten, kommunistischen Welt. «Ich dachte immer, die Jahre nach dem Zerfall der Sowjetunion wären die schwierigste Zeit meines Lebens gewesen», erzählt Suppan. Doch da habe sie sich getäuscht.

Die Farben sind grell, wenn sie an Bachmut denkt. Aber die Bäume, die in den blauen Himmel ragen, sind nicht grün, sie sind schwarz.

Die Reisen ins Kriegsgebiet veränderten Suppan. Achtmal hat sie seit dem Überfall der Russen als Notfallärztin mehrwöchige Einsätze an der Front geleistet. «Wir arbeiten mit praktisch nichts», erzählt sie. Anfangs hätten sie nicht einmal Möglichkeiten gehabt, hohe Blutverluste zu ersetzen. Es herrschte Blutmangel.

Überhaupt fehlte es der ukrainischen Armee an vielem. Das wurde Suppan erst klar, als sie die evakuierten Patienten ans Militär übergab. «Unsere Ambulanzen sind viel besser ausgerüstet als die des Militärs.» In der Ukraine arbeitet sie für die Organisation Pirogov First Volunteer Mobile Hospital (PDMSh). Diese behandelt und evakuiert etwa jeden sechsten Verwundeten im Ukraine-Krieg. PDMSh arbeitet zwar eng mit der Armee zusammen, finanziert wird sie aber aus privaten Mitteln.

An einem Tag behandeln Suppan und ihre Kollegen im Donbass bis zu 200 Verwundete. Teilweise arbeitet sie 15 bis 20 Stunden täglich, fast ohne Pausen. Bei Evakuierungen versorgt Olga Suppan während der Fahrt Verwundete, oft unter Beschuss, wenn Granaten neben dem Fahrzeug einschlagen. Sie hat gelernt, Schussfrakturen, Platzwunden und abgetrennte Extremitäten unter den schwierigsten Bedingungen zu versorgen.

Bereits 2023 hatte die Ukraine gemäss offiziellen Angaben die Zahl von 100 000 Amputierten erreicht. Zum Ver-

gleich: Grossbritannien verzeichnete im ganzen Zweiten Weltkrieg 12 000 amputierte Soldaten. Und trotzdem sagt Suppan: «Wer mit einem amputierten Bein davonkommt, hat Glück.»

«Ich bin härter als früher», sagt Olga Suppan. Ob das nun negativ oder auch positiv ist, kann sie nicht sagen. Die schwerste Zeit begann nach ihrem Einsatz in Bachmut. «Ich kehrte nach Graz zurück und wusste nicht mehr, wie man sich in der Normalität verhält», erzählt sie. Dass etwas nicht stimmte, merkte sie an ihrem Trinkverhalten. Am liebsten mochte sie immer den steirischen Weisswein. Jetzt aber trank sie ein Glas und begann zu weinen. Sie hatte Flashbacks, sah Szenen, ihre Erinnerung spielte immer wieder Gespräche an der Front ab.

Ein schreckliches Paradox

Die Farben sind grell, wenn sie an die Zeit in Bachmut zurückdenkt. Der Herbst 2022 war aussergewöhnlich schön. «Die Verwundeten kamen in Schüben, zwischendurch ruhten wir uns an der Sonne aus», erinnert sie sich. Das Blau des Himmels leuchtete so stark, es tat ihr in den Augen weh. Aber die Bäume, die in dieses Blau ragten, waren im Rückblick nicht grün, sie waren schwarz. «Meine Erinnerung an Bachmut sind Kontraste in Schwarz und Blau.»

Paradox daran war: Im Krieg hatte sie sich glücklich gefühlt. Sie wollte dorthin zurück. «Jeder Moment war echt», sagt Suppan. Der Umgang, die Gespräche mit jedem Menschen in einer Kriegssituation, in der man jeden Moment sterben kann, fühlen sich echter an als die Gespräche in der normalen Welt, wo es um Oberflächlichkeiten geht, wo jeder eine zivilisierte Maske trägt, die im Notfall, wenn es um Leben und Tod geht, fällt.

Suppan begann eine Psychotherapie. Die Psychologin forderte sie auf, zu beschreiben, wie sie die Zeit im Donbass erlebt habe. «Wie ein Albtraum, der nicht aufhört», sagte Suppan spontan. «Das ist es», antwortete die Psychologin, «Sie erkennen die Zeit im Krieg nicht als Realität.» Das menschliche Hirn tue dies, um sich in einer stark belastenden Situation zu schützen. Derselbe Mechanismus sei verantwortlich dafür, dass Suppan im Donbass Glück empfinde, obwohl sie in jedem Moment getötet werden könne.

Es ist das, was passiert, wenn eine robuste Seele in den Krieg zieht. Olga Suppan weiss heute, dass sie unter einer posttraumatischen Belastungsstörung leidet. Die Therapie hat ihr geholfen, zu verstehen, warum sie sich traurig fühlt nach Einsätzen an der Front, warum sie Sehnsucht verspürt nach einem der gefährlichsten Orte der Welt und warum sie Mühe hat, sich in einer friedlichen Welt zurechtzufinden.

Suppan hat gelernt, dass das Glück, das sie im Einsatz an der Front verspürt, nicht dieselbe Qualität hat wie das Glück und der Frieden, die sie in Österreich empfindet. Und sie weiss jetzt auch, dass sie sich leider von ihrem geliebten Weisswein fernhalten muss.

Gerade bereitet sich Olga Suppan auf ihren nächsten Einsatz im Juni vor. Vorbereiten heisst, alles zusammenzupacken, woran es an der Front mangelt: lebenswichtige Medikamente, Instrumente und Verbandsmaterial. Und sie nimmt Kontakt auf mit den Sanitäterinnen oder Chirurgen, die sie von ihren früheren Einsätzen kennt. PDMSh legt Wert darauf, dass nach Möglichkeit immer dieselben Teams zusammenarbeiten.

Suppan freut sich auch jetzt auf ihren lebensgefährlichen Einsatz. Aber dank der Therapie weiss sie, dass das auch etwas Gutes sein kann. Sie freut sich nicht auf die Gefahr. Aber auf ihre Kolleginnen und Kollegen, denen sie vertraut wie der eigenen Familie.

Die NZZ hat Olga Suppan anlässlich der Gründung der Stiftung Ukraine in Zürich getroffen. Die Stiftung unterstützt die Freiwilligenorganisation PDMSh.